

Einsichten eines globalen Nomaden

Toni Stadler ist einer der schärfsten Kritiker der Schweizer Entwicklungs- und Migrationspolitik – was treibt ihn um?

MARTIN BEGLINGER, LAUSANNE

Toni Stadler war zwanzig, als er im Jahr 1968 aus Braunau bei Wil in die Welt hinaus zog. Der Bauernsohn und frisch ausgebildete Radio- und Fernselektiker wollte ganz einfach mehr vom Leben, als irgendwann den Hof seines Vaters zu übernehmen. So ging er für zwei Jahre nach Kanada, reparierte dort TV-Apparate und lernte nebenbei fliegen. Vancouver war die erste seiner vielen Stationen rund um den Globus – und wohl die friedlichste.

Fünfzig Jahre später treffen wir Toni Stadler, siebzig, im Rolex Center der ETH Lausanne, jenem futuristischen Campus, wohin er sich am liebsten verzieht, wenn er Ruhe sucht. Seit 2008 lebt er mit seiner Familie am Genfersee, seine Ehefrau ist die Tochter eines US-Senators aus Hawaii, die er 1988 in einem thailändischen Flüchtlingslager kennengelernt hat. Auf dem Campus hat Stadler auch den Roman «Global Times» geschrieben, eine leicht verfremdete Schilderung seiner 25 Jahre in Diensten von IKRK, Uno, OECD sowie von EDA/Deza.

Nicht zum Zyniker geworden

Drei Jahre lang war er im Grenzgebiet von Kambodscha und Thailand im Einsatz, nachdem die Herrschaft der Roten Khmer einer Million Landsleuten das Leben gekostet hatte. Dann wurde er nach Rwanda versetzt, dem Ort des nächsten Genozids. Auch in Angola und Zaire war Stadler stationiert oder im kriegsversehrten Bagdad. Er erlebte gemütliche isländische Chirurgen, die glänzend philosophieren, und gefangene Vietnamesen, die ihm das Überleben in höchster Not erklärten: totale hierarchische Einordnung. Er lernte Generale kennen, die später Bücher schrieben mit dem Titel «Shake Hands with the Devil», und Mitarbeiter, die über Nacht ihre Stimme verloren und erst Monate später wieder Worte fanden, um vom Blutausch in Rwanda zu erzählen. Toni Stadlers Leben als «moderner Nomade» war ein Hin und Her zwischen Killing Fields und Tennisklubs für Expats, zwischen Gefängnisbesuchen in stinkenden Löchern und einer Uno-Dienstwohnung am Central Park in New York.

Man könnte meinen, da bleibe am Ende nur die Flucht in Zynismus. Aber so ist es nicht. Eine emotionale Panzerung sei nötig, aber ein Zyniker, nein, das sei er nicht geworden, sagt Stadler, ein unverwundlicher Pfeifentabakraucher in all diesen Jahren.

Klar, auch er habe seine Illusionen gehabt, vor allem 1989, als er nach dem Mauerfall in Berlin glaubte, nun breche die grenzenlose Freiheit aus. In dem thailändischen Flüchtlingslager, wo er damals gerade war, liess er einem Elefanten ein Plakat mit der Uno-Erklärung der Menschenrechte umhängen und ihn damit durch das Camp trotten. Ja, naiv. Aber den Anspruch, mit seiner Arbeit «einen kleinen Beitrag zur Verbesserung der Welt» zu leisten, hält Stadler noch immer für eine «Selbstverständlichkeit». Dieses Ziel, in aller Bescheidenheit, habe er erreicht.

Zurück aus Kanada, holte Stadler in den siebziger Jahren die Matura nach, dann studierte er in Zürich und Paris Kolonialgeschichte und Biologie, eine Kombination, die es offiziell gar nicht



Toni Stadlers Leben war ein Hin und Her zwischen Killing Fields und Tennisklubs für Expats.

NATHALIE TAIANA / NZZ

gibt, die aber gut zu dem Mann passt, der sich in keine ideologische Schublade zwängen lässt. Er war zwar kurzzeitig in der SP, aber für die damals gängigen Ismen von Mao bis Trotzki sei er immer «zu pragmatisch» gewesen. «Steine werfen und Parolen schreien geht mir bis heute auf die Nerven.» Zugleich war und ist er fasziniert von Technik und ärgert sich umso mehr über die «verbreitete Technikfeindlichkeit im wohlstandsdegenerierten Europa», über die man in Asien nur den Kopf schüttelt.

Nicht nur dies hat ihn gestört nach seiner Rückkehr in die Schweiz. Stadler nervt auch die «Dauerzerknirschtheit und Selbstbezüglichungsmentalität vieler saturierter Linker», als trüge Europa für immer alle Schuld an den Übeln der Welt. «Wir sind nicht für alles verantwortlich. Die ehemaligen Kolonialländer hatten unterdessen siebzig Jahre Zeit, um ihre Lage selber zu verbessern.» Einige Staaten wie Singapur, China oder Indien hätten schon viel erreicht, viele andere, vor allem afrikanische, hingegen fast nichts. Zum Beispiel Niger, wo Stadler bereits als Student Brunnenschächte grub. Schon bald habe er sich gefragt, warum diese Arbeit nicht ein Baudepartement vor Ort übernehme. Wo bleibt die Eigenverantwortung?

Stadlers Antwort ist klar: «Die Regierungsführung in vielen afrikanischen Staaten ist katastrophal.» Und nicht nur dort, sondern auch in diversen arabischen Ländern, wo der reaktionäre, von Saudiarabien verbreitete Islam jede rationale Modernisierung verhindere.

Teile des Korans halte er für inkompatibel mit der Menschenrechtserklärung und deren Pakten, sagt Stadler, der mit sechzehn aus der eigenen Kirche, der katholischen, austrat und seither Distanz zu allen Religionen hält. «Das Gemeinsame von Religionen aufzuzeigen, mag eine hübsche Übung sein. Wichtiger wäre, mit dem Dogma Schluss zu machen, dass alles, was sich Kultur und Religion nennt, respektiert werden müsse. Respekt verdient, was die Menschenrechte einhält und die Leute intelligenter macht», sagt Stadlers Alter Ego Marius B. in «Global Times».

Ein Marshall-Plan für Afrika

Wohl niemand kritisiert inzwischen die Schweizer Entwicklungspolitik schärfer als er. Im Unterschied zur SVP will Stadler die Entwicklungszusammenarbeit nicht kürzen oder abschaffen, sondern um- und gar ausbauen, dies allerdings radikal, denn fünfzig Jahre Entwicklungshilfe nach alten Mustern haben auch für ihn deprimierend wenig gebracht – trotz Hunderten Milliarden Dollar. Entwicklung und Migration, fordert Stadler, müssten endlich konsequent verknüpft werden. «Begrenzbar ist die Armutsmigration nur mit kontrollierten Aussengrenzen und Visa auf dem Botschaftsweg. Dies ist politisch und menschlich vertretbar, wenn Europa gleichzeitig Hand bietet zu einer echten Modernisierung der Region, wirtschaftlich, rechtsstaatlich, sozial», schrieb er in einem seiner regel-

mässigen Gastbeiträge für die NZZ. Das wäre eine Art Marshall-Plan für Afrikas Infrastruktur (auch wenn er es nicht so nennen mag), finanziert von den Ländern der OECD.

«Wichtig wäre, mit dem Dogma Schluss zu machen, dass alles, was sich Religion nennt, respektiert werden muss. Respekt verdient, was die Menschenrechte einhält und die Leute intelligenter macht.»

Wie schwierig selbst kleinste Korrekturen sind, hat Stadler in den Jahren 2008 bis 2012 selber erfahren, als er von Bundesrätin Micheline Calmy-Rey als «Leiter Analyse und Politik» in der Direktion für Entwicklungszusammenarbeit (Deza) eingesetzt wurde. Dort war er zuständig für die strategische Ausrichtung der nächsten Vierjahresperiode. Klingt nach viel Einfluss, real war er minimal. Das lag nicht nur an der sprunghaften «Madame», wie Stadler seine oberste Chefin nannte. Allein der Versuch, Mittel aus Asien und Lateinamerika nach Afrika umzulenken, blieb oft schon im Deza-internen Verteilungskampf hängen.

Denn jede Region und jede Perspektive hat ihre eigene Lobby. «Jeder geht lieber nach La Paz, Lima oder Vientiane als etwa nach Mali», meint Stadler. Die Lobbys werden erst recht mobilisiert, wenn sich die parlamentarischen Kommissionen über den 11-Milliarden-Topf beugen. In den vier Berner Jahren, den letzten vor seiner Pensionierung, hat Toni Stadler viel über die Innenpolitik gelernt, doch bewirken konnte er wenig.

Unter Generalverdacht

Noch grösser und träger als die Deza war die Uno. Vier Jahre lang arbeitete Stadler auch in der New Yorker Zentrale, jenem babylonischen Gebilde aus «globalen Heimatlosen». Nirgendwo hat er mehr politische Korrektheit erlebt als dort, wo jedes Team multikulturell zusammengesetzt ist. Und wer sich nicht an Denk- und Sprechverbote halte, der riskiere seine Karriere oder werde nie eine machen. Gerade ein «pale male», ein weisser Mann wie er, stehe sehr schnell unter Rassismus- und Kolonialismusverdacht, sagt Stadler. Und dieses Minenfeld ist noch grösser geworden seit 9/11, das er in seinem Büro in Midtown Manhattan erlebte, als downtown die Türme einstürzten.

Stadlers grösster Hoffnungsträger im Uno-Apparat war der smarte Brasilianer Sérgio de Mello, mit dem er in Kambodscha wie in Rwanda eng kooperiert hatte. Doch das Leben des Mannes, der gute Chancen auf den Posten des Generalsekretärs hatte, endete 2003 in Bagdad unter den Trümmern einer Autobombe.

Stadler war damals Abteilungsleiter im Uno-«Global Compact»-Programm, das multinationale Konzerne für globale Aufgaben wie Klimaschutz und die Reduktion von Armut einbeziehen will. Eine reine PR-Übung, befanden viele Kritiker. Auch Stadler räumt ein, das Programm werde von etlichen Firmen zur Weiss-beziehungsweise Uno-Blauwaschung missbraucht. Doch Weltkonzerne wie Nike, Nestlé, H&M, Electrolux oder Airbus hätten ihre ausgelagerte Produktion nachprüfbar verbessert, vor allem aus Sorge um ihren Ruf.

Zwischen allen Stühlen

Um den eigenen Ruf scheint sich Stadler wenig zu sorgen. Komme einmal Applaus aus einer falschen Ecke – wohlan. «Aber wenn etwas richtig ist, dann soll man es nicht verschweigen, nur weil Trump es vielleicht auch so sieht», sagt Stadler. Schon möglich, dass auch der amerikanische Präsident gut fände, was er selber für dringend nötig hält: die Änderung der Flüchtlingskonvention, die 1951 unter völlig anderen Umständen zustande kam. Das gigantische Armutsgefälle zwischen Europa und Afrika lasse sich nicht durch Migration lösen und auch nicht über ein Flüchtlingsrecht, das heute kaum noch ein Land einhalte. Die Schweiz, findet Stadler, sollte sich mit einer Gruppe anderer Länder zusammenschließen, vielleicht mit Frankreich, Kanada oder Grossbritannien, um eine Revision der veralteten Flüchtlingskonvention einzuleiten. Kriegsvertriebene und Flüchtlinge sollten – möglichst gut versorgt – in den Nachbarländern untergebracht werden und nicht auf anderen Kontinenten. Und mindestens so wichtig sei das aktive Lobbying für eine Konfliktlösung im Ursprungsland, sagt der Mann, der fünf solcher Flüchtlingslager geleitet hat, eines davon mit einer halben Million Menschen. Mache man hingegen weiter wie bisher, nur um nicht als vermeintlicher Unmensch dazustehen, dann kippe Europa noch weiter nach rechts.

Noch sitzt Toni Stadler oft zwischen ziemlich allen Stühlen mit seiner Haltung. Doch gut möglich, dass sich das bald ändert in diesen unruhigen Zeiten. Aussenminister Ignazio Cassis scheint die Prioritäten in der Entwicklungspolitik jedenfalls anders setzen zu wollen als seine Vorgänger.

Toni Stadler: Global Times. Roman über moderne Nomaden. Offizin-Verlag, 2015.